

Politische Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **21 (1941-1942)**

Heft 4-5

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

her durch Steinlawinen und herabgerollte Holzmassen bereits erschütterte Reiterheer aus. Die Waffe, ihre Fechtweise und Wirkung waren ihm etwas völlig Neues. Die ritterlichen Kämpfer waren noch nie mit dieser Waffe und ihrer Fechtart in Berührung gekommen. Ihre Niederlage war katastrophal. Eines der bestausgerichteten Reiterheere seiner Zeit ist von einem bis dahin eigentlich unbekanntem Gebirgsvolk mit einer neu erfundenen Waffe, der Halbarte, vernichtet worden. Das bis zu jener Zeit verachtete Fußvolk hat mit dieser und mit Hilfe einer vortrefflichen Taktik und Strategie glänzend gesiegt. Die Auswahl des für die Reiterei so ungünstigen Geländes, die genau berechnete Art des Angriffs und seine Durchführung bis zur Vernichtung des Gegners zeigen uns Führer und Mannschaft der Schwyzer von hoher Qualität. Wir müssen endgültig aufräumen mit der Meinung vom armen, waffenungewohnten Gebirgsvolk. Nicht wahllos mit Keulen, Streitäxten, Spießen und Morgensternen, welche letztere damals noch gar nicht gebräuchlich waren, sind die Urschweizer in den Kampf gezogen. Wir haben in ihnen ein Fußvolk vor uns, wie es kein ähnliches zu jener Zeit in Europa gab. Die Sieger am Morgartenkehrten die Jahrhunderte alte Reitertaktik um. Morgarten bedeutet die Geburtsstunde der modernen Infanterie.

Politische Rundschau

Zur Lage.

Die Entwicklung des Kriegsverlaufs wird vorerst durch den nunmehr am Ende der fünften Woche stehenden deutsch-russischen Krieg bestimmt. Eine Auseinandersetzung gewaltigsten Ausmaßes ist im Gange. Die deutschen Truppen aller Gattungen, nicht zuletzt die so oft schon bewährte Luftwaffe, haben ihren früheren, großen Erfolgen dieses Krieges neue, glänzende Waffentaten zugereicht. Andererseits haben die Armeen Sowjetrußlands bis heute eine große Widerstandskraft an den Tag gelegt, die den einen oder anderen der unbeteiligten oder der beteiligten Beobachter in Erstaunen gesetzt haben mag. Noch ist dieses Ringen, dem sich auf deutscher Seite verschiedene Staaten als Verbündete angeschlossen haben, in vollem Gange, die nächste Entwicklung nicht leicht abzusehen. Über sie wäre also vorläufig nichts zu sagen. Und so wissen wir nur, daß auf den zerstampften und versengten Feldern, im Rauch der brennenden Städte, in den tiefen Kavernen der Bunker um eine große Entscheidung dieses Krieges gerungen wird.

Aus gutunterrichteten Kreisen, die der Moskauer ausländischen Diplomatie nahe stehen, sind uns jüngst verschiedene authentische Informationen über einzelne Verhältnisse in dem bolschewistischen Riesenreich zugegangen, aus denen sich zwar die kommende Entwicklung keineswegs bestimmen läßt, die aber gleichwohl geeignet sind, einige besondere Rückschlüsse zu ergeben. Unsere Informatoren weilten

während vieler Monate in Moskau, und sie verließen die Stadt erst wenige Tage vor dem Ausbruch des Krieges. Ihnen ist er, so seltsam es klingen mag, unerwartet gekommen; bezeichnend dafür, wie sehr gerade die ausländischen Kreise Moskaus, zumal in jüngster Zeit, von den Ereignissen, von den Entwicklungen abgeschnitten waren. Diese Isolierung wurde zuletzt denkbar radikal durchgeführt, und es war insbesondere dafür Sorge getragen, daß eine möglichst geringe Berührung zwischen Russen und den Ausländern entstand. So mancher Russe, so manche Russin haben völlig harmlose Beziehungen zu der ausländischen Diplomatie im Schatten der GPU-Gefängnisse, ja mit dem Tode gebüßt. Allein gewisse Beobachtungen ergaben sich gleichwohl, auch wenn es vielleicht vielfach Kombinationen aus Umständen waren, die eben doch niemand zu verbergen vermochte. Aus der Geheimhaltung aller Entwicklungen, im besonderen in militärischer und wirtschaftlicher Beziehung, soweit diese nur irgendwie mit den Angelegenheiten der Verteidigung des Staates in Beziehung zu bringen war, wurde ein System gemacht, das für westeuropäische und mitteleuropäische Begriffe einfach unvorstellbar sein muß. Zumal über die Dinge, die jenseits der Wolga, vor allem aber, die jenseits des Uralgebirges spielten, ist ein undurchdringlicher Schleier gelegt worden. Kein Fremder durfte, außer unter schärfster Kontrolle, dorthin seinen Fuß setzen und vollends Kreisen der Diplomatie und ihrer Verbindungsleute waren jene Bezirke seit Jahren völlig verschlossen. Trotzdem soll man in den diplomatischen Kreisen Moskaus auch in diesem Punkt aus den Umständen vielleicht doch einen gewissen Einblick gewonnen haben. Fest steht jedenfalls, daß die Deportationen nach Sibirien in den letzten Jahren progressiv waren und zum Teil gewaltige Ausmaße angenommen haben. Wo irgendwie irgend ein Grund vorhanden war oder herbeigeschaffen werden konnte — dies ist ja in der Moskauer Atmosphäre unschwer zu erreichen — wurde die Deportation nach Sibirien angeordnet, sodaß beinahe von einer kleinen Bevölkerungsverchiebung gesprochen werden kann. Dort sind denn auch zweifellos gewaltige Industrien aufgebaut worden, in einem Ausmaß, das den sowjetrussischen Staat weitgehend von den Petersburger und Moskauer Industrien unabhängig machen soll — wie die Berichte lauten, wobei aber sogleich der Vorbehalt der Verbindungen auftaucht. Mehr wäre über diesen Punkt einstweilen nicht zu sagen. Der Armee wurde, trotz den Ereignissen im Winterkrieg gegen Finnland und ungeachtet der Dezimierung der Führung im Jahre 1937, ein gutes Zeugnis ausgestellt; inwieweit allerdings eine Verteidigung der russischen Positionen hinter dem Moskauer Bezirk oder gar hinter der Wolga noch möglich sein wird, hängt nicht nur ab von dem Ausmaß und der Qualität der dort stationierten Truppen, sondern — wiederum — ebenso sehr von der Frage der Verbindungen, die nun allerdings denkbar dünn werden, sobald man über Moskau hinausgeht. Über die Zahl der in den östlichen Räumen verfügbaren Truppen ist nichts Genaues zu sagen — begreiflicherweise.

Was ein weiteres wichtiges Element, das stimmungsmäßige Element, betrifft, so ist nach unseren Berichten die kommunistische Parole jedenfalls bei der Jugend, bei all denen also, die unter dem Einfluß dieser Parole groß geworden sind oder deren Entwicklung durch sie wesentlich bestimmt wurde, durchgegangen. Dort sitzt sie also fest. Es scheint nun, weitergehend

— nach den Berichten — der Propaganda des Herrn Stalin tatsächlich gelungen zu sein, das ursprüngliche, vaterländisch-mystische Empfinden der russischen Bevölkerung in irgend eine nutzbare Beziehung zu der Ideologie des Kommunismus zu bringen — eine Verbindung, die heute, im Kriege, wie es heißt, ihre Früchte tragen soll. Wie weit also einer eventuellen Propaganda durch eindringende Armeen Einbrüche in diesen stimmungsmäßigen Bereich gelingen sollen, ist unter diesen Umständen, so lauten die Berichte, unbestimmt. Allerdings sagt man uns, daß es ein einziges sicher wirkendes Mittel gäbe, den russischen Bauern umzustimmen, aber zugleich ein ausschließliches Mittel: wer dem russischen Bauern Land zu Eigentum, das ihn zu ernähren vermag, nicht nur verspricht, sondern tatsächlich übergibt — und der allein — wird ihn heute für sich zu gewinnen vermögen. Denn der russische Bauer hat sein Land eigentlich nie besessen: die Großgrundbesitzer des Zarismus haben es ihm ebenso vorenthalten wie die Kolchosen des Kommunismus.

Allein hier erhebt sich unmittelbar ein Problem, das solche Pläne, selbst wenn sie beständen, weitgehend behindern müßte: die Ausräumung und Zerstörung der Gebiete. Unsere Berichte besagen, daß die von Stalin angeordnete Vernichtung in den unermesslichen Gebieten der Landwirtschaft — man denke allein an die Ukraine — im wesentlichen durchgeführt werden, selbst wenn sie der Bauer, was durchaus naheliegend ist, nicht wollte. Denn überall dort regieren die Kolchosen, jene staatliche Einrichtung der Landwirtschaftsbetriebe, welche dem russischen Bauern gegen seinen äußersten, oft bewaffneten Widerstand im Laufe der bolschewistischen Entwicklung blutig aufgezungen wurde — man spricht davon, daß die Durchsetzung der verstaatlichten Landwirtschaft allein acht Millionen Opfer an Toten gefordert habe. Allein dort, wo jetzt die Kolchosen regieren, hat der Bauer nichts mehr zu sagen, denn er ist nur Arbeiter dieses Staates, der nun seinerseits die Ernte in Besitz zu nehmen pflegt und es, unter den heutigen Umständen, in der Hand hat, sie zurückzuschaffen oder, was wohl — wieder angesichts der Transportverhältnisse — meistens der Fall sein wird, zu vernichten. Es kommt hinzu, daß die landwirtschaftlichen Gebiete, zumal in der Ukraine, schon lange im wesentlichen insofern ausgeräumt sind, als — so lauten die Berichte — das Vieh längst fortgeschafft oder abgeschlachtet wurde. Es vollzog sich demnach die Arbeit in den landwirtschaftlichen Betrieben schon seit langer Zeit ausschließlich mit Traktoren, die nun zerstört oder abgeschleppt werden. So scheint es denn — nach den Berichten — so zu sein, daß die einmarschierenden Armeen, soweit die landwirtschaftlichen Betriebe in Frage stehen, Gebiete betreten, die, bei vernichteter oder entfernter Ernte, von allem entblößt sind, das zur Wiederingangsetzung des Betriebes gehört. Sofern also die Gebiete neu besiedelt werden sollen — es scheinen tatsächlich Pläne einer Umjiedlung in großem Stil fertig vorzuliegen — so müssen Betriebsmittel, Vieh und Material mitgebracht werden, was angesichts der weitgehenden Zerstörung der Verbindungen keine leichte Aufgabe sein dürfte. Was aber die russische Bevölkerung selbst betrifft, so rechnet man damit, daß angesichts der weitgehenden Zerstörung der Ernten, der Betriebsmittel, der Verbindungen, kurz aller lebenswichtigen Voraussetzungen für die Versorgung des Landes, eine Hungers-

not von fast unvorstellbaren Ausmaßen hereinbrechen wird, die millionenfache Opfer mit sich reißen muß. — So lauten die Berichte.

* * *

Unsere schweizerische Einstellung zu der Ausweitung des Krieges in den Konflikt zwischen Deutschland und Rußland ist durch unsere neutrale Bestimmung vorgezeichnet. Wenn die Schweiz, seitdem sie im Jahre 1918 die in diplomatisches Gewand gekleideten bolschewistischen Wähler von ihrem Boden wies, bis heute keine diplomatischen Beziehungen mit der Sowjetunion aufgenommen hat, so kann dies aus einem doppelten Grunde kein Anlaß sein, ihre im Laufe des Krieges, und in allen seinen Wechselfällen, strikte eingehaltene neutrale Stellung einem Zweifel aussetzen zu lassen oder gar, sie selbst aufzugeben. Die Schweiz hat frühzeitig, vor allen anderen, und, bis zum heutigen Tage, unentwegt und entschieden, jedenfalls entschiedener als alle anderen, den Bolschewismus und seine Exponenten abgelehnt. Seit Jahren beherbergt unser Land die internationale antikommunistische Vereinigung („Entente Internationale Anticommuniste“), und, trotzdem die Sowjetregierung zu wiederholten Malen deren Wegweisung verlangt hat, haben wir nie aufgehört, unser Gebiet diesen Bestrebungen zur Verfügung zu stellen. Auch hat die Schweiz den Kommunismus auf ihrem Territorium je und je bekämpft. So schuf und erweiterte sie die antikommunistische Staatsschutzgesetzgebung durch die Beschlüsse vom 6. August, 26. November und 17. Dezember 1940, betreffend das Verbot der kommunistischen Tätigkeit, bezw. die Auflösung der kommunistischen Partei der Schweiz, wobei gerade die erwähnte E. I. A. eine sehr initiative Rolle gespielt hat. Unvergessen ist — oder sollte sein — das entschlossene Auftreten des verstorbenen Bundesrates Motta, wie er im Jahre 1934 als einziger vor dem Forum des Völkerbundes seine Stimme gegen den Eintritt Sowjetrußlands erhob. Und er tat dies mit demselben Mute, der ihn im Jahre 1920 befeelt hatte, als sein Gerechtigkeitsjinn ihm Veranlassung gab, in einer Atmosphäre deutschfeindlichster Nachkriegszeit, deren Schärfe kaum zu überbieten war, und die er dann ja selber fühlen mußte, vor der Versammlung des Völkerbundes die Aufnahme des geschlagenen, ja verfehmten Deutschland zu vertreten!

So hat die Schweiz wohl niemals ein Hehl aus ihrer Einstellung gegenüber Bolschewismus und Kommunismus gemacht; allein sie tat dies als Ausfluß einer geraden außenpolitischen Linie, und ohne sich irgendwie von der gerade jeweiligen internationalen politischen Konstellation Europas und der ideologischen Einstellung in diesen Fragen beeinflussen zu lassen. Wie bisher, so hält sie auch heute an dieser außenpolitischen Linie fest. Sie tut dies aber aus eigenem Entschluß, als selbständiger, als souveräner Staat.

Ebenfalls hält sie fest an ihrer traditionellen Neutralität, und es könnte kaum deutlicher als durch die jetzige Haltung des Landes bestätigt werden, daß diese ihre Neutralität, als unverrückbare Staatsmaxime, sich von momentanen außenpolitischen Konstellationen niemals beeinflussen läßt. Als zur Zeit des russisch-finnischen Winterkrieges Churchill, damals Erster Lord der Admiralität, die Aufforderung an die Neutralen richtete, an einem Kreuzzug gegen den Bolschewismus teilzunehmen

men, lehnte die einstimmige öffentliche Meinung der Schweiz diese Suggestion eindeutig ab. Sie tat das aus wohlwogener Besinnung auf ihre Pflichten als neutraler Staat. Dieselbe Verpflichtung ist es, die unser Land auch heute entschlossen und unverrückbar auf diesem Grundsatz bestehen läßt und uns eine Teilnahme an dem Kreuzzug des Jahres 1941 gegen den Bolschewismus ebenso unmöglich macht, wie es im Jahr 1940 der Fall war.

Dem Schweizer ist diese Einstellung an sich selbstverständlich; er wüßte keine andere.

Zürich, den 23. Juli 1941.

Jann v. Sprecher.

Schweizerische Umschau.

Mehr gestaltender Heimatschutz! / Selbstbescheidung unseres Bauerntums. / Handel und Wandel im Gedenkjahr der Eidgenossenschaft

„Wir müssen mit Euch sprechen, denn der Heimatschutz steht an einem Wendepunkt.“ — mit diesen Worten beginnt das neueste Heft der Zeitschrift „Heimatschutz“ und erinnert an die Begeisterung, welche vor 35 Jahren bei der Gründung der Heimatschutzbewegung weite Volkskreise erfüllte, um dann fortzufahren: „In der Zeit zwischen dem letzten und dem jetzigen Krieg ging die Welle langsam zurück. Die Männer und Frauen des Anfangs sind alt geworden oder starben dahin. Die Jungen waren gleichgültig, wenn sie nicht gar über unsere Ideale und unsere Arbeit spotteten. Heute hat der Heimatschutz im ganzen Lande kaum noch 5000 Mitglieder. Wenn das so weiter geht, wird man in 20 Jahren den letzten Heimatschützer ins Museum setzen können. Das ist ebenso betrüblich wie sonderbar. Denn wohl zu keiner Zeit wurde unser Land von allen Schweizern inniger geliebt als heute.“ Solchen Bericht vom Heimatschutz zu hören, wird Manchen zum Erstaunen bringen. Gerade nachdem es der Bewegung gelungen ist, sich in der Landesausstellung durchzusetzen wie noch nie, nachdem ihr zahlreiche Bewahrungen alter Bauwerke, aber auch entscheidende Einwirkungen auf neue — wie zum Beispiel auf die Avenstraße („S.“ 1939, S. 17) — gelungen sind, nachdem man auch den Eindruck bekommen hat, daß sich Architektur und Heimatschutz einigermaßen zu vertragen beginnen — gerade in diesem Zeitpunkte soll die Bewegung dem langsamen Absterben verfallen? Die prächtigen Hefte, mit denen die Vereinigung jetzt ihren Zwecken dient, böten also den Schwanengesang des Heimatschutzes?

Gespannt geht man den Gründen dieser Lage nach. Sie liegen wohl sicher darin, daß der Heimatschutz vorwiegend die Tradition vertritt vor einer traditionslosen Generation, die schöpferisch-suchend eingestellt ist, um einen neuen Lebensstil zu finden. In diesem Kräftepiel erweisen sich natürlich die Kräfte der Jungen als stärker, und der Heimatschutz muß weichen. An der Feststellung, daß die Bewegung vorwiegend auf das Konservieren des Alten eingerichtet ist, läßt sich nicht rütteln. Schon manchmal ist das mit Recht gesagt worden. Wer nur etwa die letzten Jahrgänge der Zeitschrift „Heimatschutz“ durchblättert, wird bemerken, daß gut vier Fünftel der Beiträge vom Konservieren alter Bauwerke oder von der Anpassung an solche handeln. Den Ausschlag gibt also die alte Tradition. Wir dürfen an sich dem „Heimatschutz“ keinen allzu großen Vorwurf daraus machen, denn es drängte ihn in erster Linie zur Erhaltung des Bewährten und Guten, und diese Erhaltung ließ sich auch verhältnismäßig einfach vertreten. Die Bewegung verlief da natürlich einigermaßen nach der Richtung des geringsten Widerstandes. Man verlor sich zwar damit in Einzel-

heiten, etwa wie eine engstirnige Kunstgeschichte das auch tat (P. Meyer in „H.“ 1936, S. 10/11), aber man wurde damit auf dem beschränkten Gebiete immerhin der anerkannte Sachverständige und Bahnbrecher. Der Erfolg des Heimatschutzes auf dem Gebiete der Bewahrung ist schließlich so groß geworden, daß seine Grundsätze dem Volke gewissermaßen in Fleisch und Blut übergegangen sind, und eine besondere Vereinigung für diesen Zweck fast überflüssig geworden ist. Insofern lobt sich die Heimatschutzbewegung selbst durch ihren Niedergang.

Allein die weitaus schwerere Aufgabe des Heimatschutzes ist noch nicht gelöst, ja noch kaum in Angriff genommen: in unserer traditionslosen Zeit gilt es, neue Formen, neue Stile zu schaffen und zu pflegen, gehören doch auch die Bauwerke unserer Tage zur Heimat, in die sie sich einfügen müssen. Hier entbehrt allerdings die Bewegung der guten „Vorlagen“, hier sollte sie schöpferisch vorgehen und ermangelt doch der festen Anhaltspunkte. Das macht die Aufgabe des Heimatschutzes so schwierig. Denn das ist sicher: mit der Tradition früherer Jahrhunderte, ja noch mit der besten Tradition kommt man in unserer Zeit, die etwas Neues will, nicht durch. Wo neue Dörfer, neue Quartiere, neue Bauwerke entstehen, da will unsere Generation auch neue Ausdrucksformen. Entweder versteht das der Heimatschutz, dann übernimmt und bekommt er die Führung, oder er versteht es nicht, dann bleibt seine Tätigkeit auf die Konservierung des Alten beschränkt. Glücklicherweise hat man in Heimatschutzreisen da und dort die Verpflichtung zu einem solchen gestaltenden Heimatschutz schon gefühlt und auch erkannt, daß von der Betätigung auf diesem Gebiete die Zukunft der Bewegung abhängt. So dürfen wir in der Zeitschrift „Heimatschutz“ denn einige wahrhaftige programmatische Aufsätze lesen über: „Was ein Dorfmalter für seine Heimat tun kann“ (1936, S. 56), „Zeitgemäße Garten- und Landschaftsgestaltung“ (1937, S. 19), „Mferschutz am Thuner- und Brienzsee“ (1937, S. 86), „Neuer Hausrat“ (1937, S. 116), „Das Haus aus unserem Holz“ (1938, S. 85). Auch ein Gebiet von so immenser Bedeutung wie „Die Dachgestaltung“ ist — von Prof. Friedrich Heß — feinsinnig behandelt worden (1936, S. 18). Trotzdem vermögen wir nicht festzustellen, daß der Heimatschutz das Schwergewicht seiner Tätigkeit jetzt auf die Neugestaltung — im Gegensatz zur Konservierung — verlege, wie das so bitter nötig wäre. So bleibt er in dem unangenehmen Geruche des Antiquierten, des Kritikers, des lästigen Intervenanten bei Bauvorhaben stehen — Beispiel: der treffliche „Bauliche Schweizer Spiegel“ in „H.“ 1940, S. 22 — und stellt sich damit selber abseits von dem Strome der Zeit, sich jeden maßgebenden Einfluß unterbindend. Indem er aber sein Augenmerk vornehmlich der Neugestaltung zuwendete, schloß er sich an an den Schaffenswillen der Gegenwart, und bekäme damit ein Mitspracherecht, welches ihm jetzt noch verweigert wird, weil er grundsätzlich nur die alte Zeit vertritt und gelten lassen will. Sehr wohl kann jener Architekt (Hans Schmidt) recht haben, der im Blick auf die alte und die neue Architektur in den „Heimatschutz“ schreiben durfte: „Es war die Erkenntnis notwendig, daß das Malerische und Zufällige nicht das Ziel und auf keinen Fall die Methode der alten Baumeister gewesen war. Es war notwendig, das Zweckmäßige im Gebrauch und in der Herstellung — das Funktionelle und Konstruktive — als Grundbedingungen für eine Architektur aufzustellen“ („H.“ 1940, S. 78). Auf der anderen Seite sind wir jedoch aus eigener Erfahrung noch lange nicht so weit, daß wir glaubten, was P. Meyer (1936, S. 11) verlauten ließ: „Der Architekt hat gelernt, das einzelne Bauwerk als bescheidenes Glied eines größeren Ganzen zu betrachten, nicht nur eines räumlichen, sondern auch eines zeitlichen Zusammenhanges. Er interessiert sich für den Gesamtorganismus einer Stadt, ihren Charakter und die Stellen, die diesen Charakter prägen.“ Im Gegenteil dürfte

der gestaltende Heimatschutz gerade in dieser Hinsicht mit den Architekten noch alle Hände voll zu tun haben.

Die heutige Lage des Heimatschutzes wird schlagartig durch folgendes kleine Beispiel illustriert: Wegen einer belanglosen Erweiterung des Zeitungskiosks bei der Station Eglisau erhob sich in der Lokalpresse eine richtige Diskussion unter Berufung auf den Heimatschutz. Das geschah in demselben Eglisau, wo sich keine einzige Feder rührte, als der Rheinhang westlich des Städtchens allmählich in der abscheulichsten Weise überbaut wurde. Der Heimatschutz sowohl bei der Vereinigung wie auch im Volke — läßt also einfach eine gewisse Großzügigkeit vermissen. Was nötig ist, sind endlich Aufbaupläne, wenn auch nur theoretische und noch von niemandem verlangte. Ich bin z. B. sicher, daß der Rheinhang zu Eglisau anders überbaut worden wäre, wenn man der Gemeinde zuvor im Bilde die Möglichkeit einer guten Überbauung klargemacht hätte. Sodann halte ich es für unbedingt nötig, daß man mit den Architekten und Baumeistern in vermehrten Kontakt tritt und die Beratung der Bauherren aufnimmt. Auch im Hinblick auf Bauordnungen und Baupolizei läßt sich wohl noch Verschiedenes erreichen. Mit gewiß jetzt noch schwachen Kräften soll da ein großer Kampf geführt werden. Um was es geht, hat der in langjähriger Tätigkeit verdiente Obmann der Heimatschutzvereinigung, Appellationsgerichtspräsident Dr. G. Boerlin, dargetan, als er 1937 am Jahresbott zu Interlaken sagte: „Wir können uns nicht mit einer chinesischen Mauer abschließen. Wir müssen uns mit allem Neuen auseinandersetzen, die Jugend will das lähmende Gefühl, Epigone zu sein (Nieszche), abwerfen. Daß dabei das Gefühl der Herkunft, einer edlen Herkunft und der daraus entstehenden Verpflichtung nicht mit abgeworfen werde, das ist die Aufgabe einer Erziehung, die da sein soll, aber nicht auf Schritt und Tritt gespürt sein will. Das ist die berühmte Frage nach Nutzen und Nachteil der Historie. Gewappnet mit dem Wissen um unsere Vergangenheit, durchdrungen von ihrem einzigartigen Wert, aber freudig in die Zukunft und dem Neuen entgegen schreitend, gleichen wir dem hürnenen Siegfried, der von vorne, von außen also, unverwundbar ist und bleibt, wenn er nur im Rücken die Sicherung mit der Heimat sich wahr.“

* * *

Warum sollte nicht auch das Bauern wieder einmal rentieren dürfen? Den zahlreichen Kritikern der Landwirtschaft, die namentlich in den Städten auf jede Erhöhung der Agrarpreise mimosenhaft reagieren, sollte heute jeder Bauer offen heraus diese Gegenfrage stellen. Andere Berufsstände, die Exportindustrie, die Beamtenschaft, die Hotellerie, das Handwerk haben ja auch gelegentlich ihre guten Zeiten; so darf sich unsere Bauern also nach zwanzig Jahren auch wieder einmal erholen. Mit ihrer Gegenfrage würden die Bauern zugleich endlich jene Tatsache herausrücken, die sie immer noch nicht wahr haben wollen: daß nämlich die Landwirtschaft jetzt goldene Zeiten hat. Gleichgültig, ob wir ihre „Marktzeitung“ oder die amtlich-statistische „Volkswirtschaft“ aufschlagen, so tritt uns überall ein prozentual sehr großer Mehrertrag ihrer Produkte entgegen, eine Preissteigerung, die weit über jede Einkommenssteigerung anderwärts hinausgeht. Für die Milch erhält der Bauer — immer verglichen mit dem Preisstand zu Kriegsbeginn — jetzt anstatt 19 Rappen volle 24 Rappen, d. h. 26 % mehr. Rindfleisch gilt pro Kilo jetzt 1.90 anstatt 1.36. Ein Ei kommt auf 26 anstatt auf 16 Rappen zu stehen. Für den Weizen vergütet der Bund nicht mehr bloß 36, sondern mindestens 45.50 Fr. pro 100 Kilo. Kartoffeln endlich ertragen jetzt 18 statt nur 13 Fr. der Doppelzentner. Wenn auch diese Preise dem Bauern nicht voll in die Hände kommen, so fließt ihm doch ein sehr wesentlich — um 30 % herum — größerer Ertrag zu, der prozentual weit über das hinausgeht, was andere Berufe durch Lohn- und Besoldungserhöhungen

mehr einnehmen. Die Bauern sollten ihr Wohlergehen darum eingestehen. Oder müssen wir zuvor nochmals wiederholen, was Landwirtschaftsdirektor Dr. Feißt zur „Agrarpolitik in der Kriegswirtschaft“ sagte: Die schweizerische Landwirtschaft ist heute in einer Vorzugstellung. Nicht bloß ist es ihr weitgehend gelungen, das vorkriegszeitliche Verhältnis von Preis und Lohn zu ihren Gunsten zu verschieben. Sie ist durch die Entwicklung unserer Wirtschaft auch zu einer Popularität gelangt, die kein anderer Berufszweig genießt und die nicht einzig durch die Sorge vor dem Hunger zu erklären ist. Die gewaltig verstärkte Autarkie, in die die Schweiz hineingezwungen worden ist, wirkt sich zu Gunsten der Landwirtschaft aus, verbessert ihre wirtschaftliche, politische und moralische Stellung und verleiht ihren Forderungen entscheidendes Gewicht. Objektiv betrachtet, müssen natürlich auch die Bauern Dr. Feißt hierin recht geben. Aber kein Gedanke daran, das einzugestehen, fliegt durch den bäuerlichen Blätterwald; im Gegenteil wiederhallt er bloß von dem Geklapper der Rechenmaschinen des Bruggler Sekretariates und von dem Gejammer derjenigen, die sich noch immer als benachteiligt fühlen. Man müsse bedenken, heißt es da, daß die Landwirtschaft von 1931 bis 1938 einen außerordentlichen Einkommensschwund auf sich genommen habe, daß sie mit ganz unzulänglichen Preisen für Milch und Fleisch in die Kriegszeit eingetreten sei und daß sie ihre Helfer jetzt auch höher entlönnen müsse, usw. Wir vermögen aber nicht einzusehen, wieso diese Tatsachen das heutige große Wohlergehen der Bauernsamen irgendwie ausschließen sollten. Darüber hinaus werden aber auch Stimmen laut, die sich beinahe in der Rubrik der Zumutungen plazieren, so wenn ein hervorragender Autor in der „Bauernzeitung“ (Februar 1941) „Zur Erhöhung der Schweinepreise“ schrieb: „Angeichts der großen Leistungen, welche man in den nächsten Monaten vom schweizerischen Bauernstande für die Sicherung der Ernährung des Schweizervolkes verlangt, hat man in landwirtschaftlichen Kreisen erwartet, daß die städtische Presse sich diesmal der Kritik . . . enthalten werde“. Will man wohl bald dem übrigen Volke unter Berufung auf seine Taten das freie Wort über die Preise abschneiden? Das würde den großen Eindruck des jetzigen Unbauwerkes trüben.

Es gibt aber immerhin zu denken, daß die Bauernsamen in Zeiten der Krise wie in Zeiten des Wohlergehens gleichermaßen klagt. Ist ihr denn nicht alles zu Teil geworden, was sie je erstrebte, die Einkaufsgenossenschaft seit den neunziger Jahren, der Zollschutz seit 1906, die Konsumgenossenschaft seit drei Jahrzehnten, die Bundessubventionen hauptsächlich seit 1925, sowie gewisse Preisgarantien, namentlich für Getreide und Milch, vor allem aber ist ihr ja jene straffe Gliederung zu teil geworden, von der Prof. Laur in einer Rede sagte: „Ohne Organisation, sorgfältige Vorbereitung, Studien und Materialsammlung ist es heute nicht mehr möglich, die Interessen eines Standes zu wahren; ganz besonders gilt das von der Landwirtschaft“ (Rede im Nidwaldner Landsgemeinderung 1937). Was wünscht das Herz noch mehr? Wenn trotzdem die Klagen nicht verstummen wollen, dann liegt doch der Schluß nahe, daß der ganze bäuerliche Produktionsapparat — man verzeihe uns diesen technischen Ausdruck, aber er entspricht akkurat dem, was man in Brugg aus unserem Bauerntum gemacht hat! — in einer falschen Richtung läuft. Einige Wahrnehmungen scheinen dafür wirklich Beweis zu bilden: 1. Mit dem Beginn des Krieges wurde eine radikale Änderung der Produktion, die Hinwendung von der Milchwirtschaft zum Ackerbau, notwendig, da der Ackerbau seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts von 300 000 Hektaren auf 105 000 Hektaren zurückgegangen war. 2. Statt sich in zunehmendem Maße selber erhalten zu können, brauchte die Landwirtschaft in zunehmendem Maße staatliche Unterstützungen. (Auch wenn man — wie Prof. Howald jüngst in der Gesellschaft für Statistik — gutheißen wollte, daß viele Subventionen eigentlich nicht den Bauern, sondern den ausführenden Unternehmern und Bediensteten zc. zugute

kämen, so bliebe doch die Tatsache, daß der Bauer, trotzdem man ihm Lasten tragen hilft, keinen Nutzen davon hat!) 3. Die Lage der Bauernschaft ist dadurch nicht besser geworden, daß der Bauer zum Rechner ausgebildet wurde, auch nicht dadurch, daß man ihm einprägte, was für Opfer er bringe im Gegensatz zu anderen Gliedern des Volkes. 4. Ebensovienig hat es dem Bauern genützt, daß man seine Seele unterband mit dem Hinweis auf Geld, Ertrag, Zweckmäßigkeit, so daß er heute unnatürlicherweise von Natur, Religion, aber auch von Kultur weiter entfernt ist als andere, von denen man dies eigentlich eher erwartete. (Die „Bauernkulturelle Bewegung“ im Kanton Zürich z. B. ist nach hoffnungreichen Anfängen zusammengeschrumpft, und dem allgemeinen Satze Prof. Lauris in der genannten Rede: „Das Leben des Bauern ist in der Kirche und in der Religion verankert“ vermögen wir leider nach vielen Beobachtungen nicht zuzustimmen.) So gibt also die Lebensrichtung der heutigen Landwirtschaft durch ihre eigenen Klagen Anlaß zu ernstesten Bedenken über ihre Erfolge. Es ist die Lebensrichtung mit der anläßlich der Landesausstellung geprägten Devise: „Die Landwirtschaft wird heute des Erwerbes wegen betrieben“. („Die Landwirtschaft in der schweizerischen Volkswirtschaft“, Brugg 1939, Seite 22.)

Wenn aber eines feststeht nach den bisherigen Erfahrungen, so ist es das, daß der Erwerb oder Mehrererwerb noch nicht das Glück des Bauern ausmacht. In der „Gazette de Lausanne“ stand jüngst zu lesen, es habe eine bäuerliche Persönlichkeit ausgerufen: „Surtout n'apprenez pas aux paysans trop de comptabilité, parce qu'il n'y aura alors plus personne pour rester paysan!“ Das Glück des Bauernstandes liegt vielmehr in der Selbstbescheidung mit dem eigenen Los. Dieses Los ist ein eigen- und einzigartiges, nur schwer vergleichbar mit dem Los eines anderen Menschen. Es fordert Arbeit ohne Unterlaß, gewiß, aber es lohnt diese Arbeit auch mit Freiheit und Sicherheit; es trägt nicht gerade viel ein, aber es läßt den Menschen dafür in und mit dem Leben, abseits vom toten Material, einher schreiten. Es ist ein Dienst, aufgetragen vom höchsten Gotte, über die Erde zu herrschen und sie sich dienstbar zu machen. Solcher Dienst hat seine Eigenart: er ist nicht Technik, nicht Industrie, wie viele glauben, sondern eben Bauerntum. Und wie jeder, der seinem Berufe recht nachgehen will, sich ganz in dessen Verhältnisse einfügen muß, so kann das auch beim Bauern nicht anders sein, mögen nun die Städter hundertmal anders leben und die Fabrikarbeiter stundenlang früher Feierabend haben. Es wird immer so sein, daß der Bauer nicht haben kann, was die andern besitzen, dafür aber haben wird, was die andern nicht besitzen; es wird immer so sein, daß der Bauer wirtschaftlich bedrückt wird und um einen gerechten Preis kämpfen muß. Thomas Murner sang vor vier Jahrhunderten:

Wie mag der elendt pur beston,
so die all wollendt von ihm han
und schinden wendt den armen man?

Und auf die Landesausstellung hin schrieb die Feder eines heutigen Bauern:

Sie schränken sich ein, sie trozen der Not,
Das sind die Bauern, ihr Leben heißt Brot.

Die Selbstbescheidung mit einem Leben von ganz anderer Kategorie und Größe, anderen Idealen und Glücksfällen wird vom Bauern gefordert. Vielleicht bemühen sich die Führer unserer Bauernsamen deshalb doch in Zukunft, dem spezifisch bäuerlichen Wesen vor dem technisch-industriellen den Vorzug zu geben. Anfänge dazu schimmern durch in den schönen Büchern „Der Schweizer Bauer, sein Leben und sein Werk“ und „Ewige Heimat“. Näher liegt — auf wirtschaftlichem Gebiet — die bäuerliche Selbstversorgung und eine möglichst vielfältige, weniger verwundbare Erzeugung. Auch „staatliche Sicherung“

bei „angemessenen Preisen“ in einer „dirigierten Landwirtschaft“, wie es von Bern aus propagiert wird, ist nicht das Nächstliegende.

Je echter unser Bauerntum, desto größer ist seine Bedeutung für unser Land und Volk. Bauern haben den Bund der Eidgenossen vor 650 Jahren gegründet und ihn zum guten Teil seither erhalten, Bauern trotz ihrer besonderen Lage, die man heute so gerne — aber ganz zu Unrecht — nur mit Bedrängnis und Not umschreibt. Oder liegt vielleicht die Stärke des Bauerntums nicht gerade in seinem besonderen, ganz anderen Wesen, wenn es sich unverfälscht gibt?

* * *

In Erinnerung an die höchst einfachen wirtschaftlichen Verhältnisse, welche die Gründung der Eidgenossenschaft im Jahre 1291 umrahmten, ist es vielleicht angezeigt, sich das Wirtschaftsleben im Zeitpunkt der 650. Jahrfeier durch einen kleinen Querschnitt zu vergegenwärtigen. Traf ein solcher Querschnitt ehemals nur das Werken von Markgenossenschaften auf den Gebieten der Land- und Alpwirtschaft, sowie die Bewältigung eines geringen durchgängigen Warenverkehrs über den St. Gotthardpaß — Tätigkeiten, die sich in den schlichsten Formen abspielten und vor allem der Selbstversorgung und Selbständigkeit dienten —, so zeichnet sich in dem heute gezogenen Querschnitt eine komplizierte Fülle wirtschaftlichen Geschehens ab: private und öffentliche Wirtschaft; Landwirtschaft, Gewerbe, Industrie und Handel; Geldwirtschaft; Selbstversorgung und Fremdversorgung; Einfuhr und Ausfuhr; staatliche Lenkung. Ohne Zweifel stehen zwar den heutigen Eidgenossen ökonomische Mittel in größerem Maße zur Verfügung, aber in einer Richtung scheinen doch der Geburtstag der Eidgenossenschaft und der heutige Gedenktag übereinzustimmen, darin nämlich, daß ein gewisser Mangel — nicht ein Reichtum und Überfluß — zu bewirtschaften ist. Doch beschauen wir unseren kleinen Querschnitt durch die Gegenwart, durch eine Gegenwart, die gekennzeichnet ist durch das Brandmal eines Krieges, wie ihn die Eidgenossenschaft seit ihrem Bestehen noch kaum je an ihren Grenzen erlebte!

Bereits vorhin ist davon die Rede gewesen, daß es unserer Landwirtschaft derzeit gut gehe. Sie ist nämlich derjenige Wirtschaftszweig, dem es gelungen ist, seine Einnahmen wertmäßig zu steigern, ja sogar in einem Maße, daß Bundesrat Stampfli kürzlich im Nationalrat zu einem „Preisstop“ mahnen mußte, um einen drohenden Wettlauf der Preise und der Löhne auf die „lichten Höhen“ einer Inflation zu verhindern. Die Landwirtschaft, der jetzt allerdings auch ein vollgerütteltes Maß von Arbeit zugemutet wird mit dem großen Mehranbau von Getreide — allmähliche Steigerung der Anbaufläche von 250 000 auf 500 000 Hektaren —, genießt im wahren Sinne des Wortes damit die Vorzüge und Nachteile der sich anbahnenden, auf Selbstversorgung des Landes gerichteten Autarkie.

Aus der Industrie meldet man vom vergangenen Jahre 1940 her übereinstimmend einen guten Beschäftigungsgrad. Namentlich die für den Inlandbedarf arbeitenden Firmen, die dem täglichen Bedarf dienen, wie die Textilindustrie und die Nahrungsmittelindustrie, waren in vollem Betriebe, während natürlich die Herstellung von Luxuswaren stark zurückblieb. Auch das Baugewerbe wäre ins Hintertreffen geraten, wenn ihm nicht umfangreiche öffentliche Aufträge im Zusammenhang mit der militärischen Lage zu Hilfe gekommen wären. Ganz übel steht es dagegen mit der Hotellerie, die auf den gänzlich ausbleibenden Fremdenstrom aus dem Ausland angewiesen ist. Ähnlichen, wenn auch nicht ganz so großen Schwierigkeiten begegnet die Exportindustrie, welche neulich auch wieder auf die angebahnten Lieferungen nach Rußland verzichten mußte. Derzeit sind Deutschland und Italien allerdings eifrige Abnehmer ihrer Produkte. Allgemein machen sich indessen nun die Rohstoffmängel geltend, und man ist ge-

zwungen, endlich auch den Altstoffen Beachtung zu schenken und Ersatzstoffe aufzugreifen, wozu man sich in der Schweiz bisher wie recht hat bequemen können. Zweifellos haben auch starke militärdienstliche Aufgebote bewirkt, daß die zur Verfügung stehenden Arbeiter beschäftigt waren, so daß die gefürchtete Arbeitslosigkeit bisher noch nicht eintrat.

Die Verkehrslage ist dadurch gekennzeichnet, daß zufolge Ausbleibens genügender Benzin- und Öllieferungen aus dem Auslande der Motorfahrzeugverkehr und damit der ganze mit ihm verbundene Erwerbszweig fast völlig darnieder liegt. Es leiden auch alle jene Bahnen, die auf den Fremdenverkehr eingestellt sind. Dagegen erleben derzeit die Bundesbahnen eine Zeit ungeahnter Hochkonjunktur, indem ihnen sozusagen der ganze Güterverkehr zwischen Deutschland und Italien, der jetzt nicht mehr den Seeweg benützen kann, zugefallen ist, so daß die Gotthardbahn und die Simplonbahn mit Zügen überhäuft sind. Andererseits sind wir gezwungen, mit unserem Rollmaterial unseren Bedarf selber von außen herein zu holen, und es laufen deshalb angeblich nicht weniger als die Hälfte der schweizerischen Güterwagen auf fremden Geleisen.

Am wenigsten Erfreuliches wissen die Banken zu berichten, denn die rückläufige Bewegung ihrer Einnahmen hielt an. Während aus dem Ausland seit Mitte 1940 viel Geld in die Schweiz zurückfloß, blieb das Auslandsgeschäft selbst infolge der kriegerischen Verwicklungen, der Exporthemmnisse und der unsicheren Lage auf ein Minimum beschränkt. Einen gewissen Ersatz bildet nun die Finanzierung der öffentlichen Hand mit ihrem derzeit ungeheuren Geldbedarf, so daß die Eidgenossenschaft zum größten Schuldner unserer Großbanken geworden ist. Die Börse, die sich bei allgemeiner Lustlosigkeit zu Unternehmungen und Anlagen lange Zeit in den unteren Regionen bewegte, hat erst kürzlich wieder einmal eine Hauffe erfahren. Obligationen wurden in nicht allzu großem Umfange bei 3½ bis 4 % Zinsen untergebracht.

Eine große Sorge bilden in diesen Zeiten die Preise und die Löhne. Von Anfang an ist von Bundesseite alles getan worden, um eine in Kriegszeiten so leicht drohende Steigerung und Inflation zu verhindern. Im Frühling 1940 haben die Kommission für Konjunkturbeobachtung und die Eidg. Preisbildungskommission gemeinsam ihre „Thesen über die Maßnahmen zur Inflationsverhütung in der Schweiz“ herausgegeben. Eine gewisse Teuerung ließ sich natürlich wegen der höheren Einstandskosten aus dem Ausland nicht vermeiden; es kam aber dazu jene Preissteigerung von Seiten der Landwirtschaft, die bewirkte, daß wir uns jetzt „im milden Anfangsstadium jener Entwicklung befinden, die zu vermeiden der einmütige Wille von Volk und Behörden war“ (NZZ). Den Begehren nach entsprechender Erhöhung der Löhne stattgeben, hieße jetzt, eine ganz gefährliche Entwicklung befördern; ohne Einschränkung der Lebenshaltung werden wir nicht auskommen.

Der Staat spielt in diesen Kriegszeiten eine ganz überragende Rolle. Er hat die Lenkung der gesamten Wirtschaft in die Hand genommen, einer Wirtschaft, die nun definitiv aus der Ära der Freiheit in diejenige der Gebundenheit übergetreten ist. Nicht weniger als 40 kriegswirtschaftliche Ämter sind in Aktion getreten, und in den ersten 19 Kriegsmonaten zählte man nicht weniger als 380 kriegswirtschaftliche Gesetze, Beschlüsse und Verordnungen. Das vom Bunde verfolgte Programm läßt sich etwa so skizzieren: Stärkung und Ordnung der Produktion im Inland, rationelle Bewirtschaftung der Vorräte, Koordination der Ein- und Ausfuhr, Einordnung der Finanz-, Währungs- und Sozialpolitik. Im Großen und Ganzen hat sich das Schweizervolk den harten Maßnahmen der Behörden bisher willig und verständig unterzogen.

Bülach, am 19. Juli 1941.

Walter Hildebrandt.